

Abkühlungen an der Peripherie

Das Museum und der öffentliche Raum

Bernhard Kathan

HIDDEN MUSEUM 2013



Hinrichtung von drei Dieben und Steinigung eines Scharfrichters in Chur 1575. Zeitgenössische kolorierte Federzeichnung aus der Zürcher „Wickiana“. Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.

Chur 1575 Zuschauer steinigen einen Scharfrichter, dem eine Hinrichtung misslingt. Der Scharfrichter soll so betrunken gewesen sein, dass er sein Schwert nicht zu führen vermochte. Hatte die erboste Menge Mitleid mit dem Delinquenten? Wir wissen es nicht. Auf der Graphik sind zwei weitere Delinquenten, auch ihre Hände sind auf dem Rücken gefesselt, nach erfolgter Enthauptung zu sehen. Noch lange später fanden Hinrichtungen im öffentlichen Raum statt. Wie andernorts galt auch der Churer Scharfrichter mitsamt seiner Familie als unehrenhaft. Er wohnte am Stadtrand, in der Scharfrichtergasse beim ehemaligen Untertor.

In einer Stadt leben die Menschen dicht gedrängt. Wie sich die Temperatur eines Gases durch Verdichtung, also Verkleinerung des Volumens erhöht, führt auch in der Stadt die durch die Dichte bedingte Reibung zu einer Erhitzung, die zwangsläufig nach Abkühlung verlangt. Die Steinigung des Churer Scharfrichters diente einer solchen Abkühlung. Es bedurfte eines langen Lernprozesses, um solche Entladungen zu kanalisieren und dadurch zu beherrschen. Die Einführung der Guillotine ist diesbezüglich als wichtiges Datum zu nennen, behauptete sie doch, den Tötungsakt zu einem rein sachlichen Vorgang zu machen, eine Hinrichtung ohne Ansehen der Person durchzuführen, dieser das Peinliche zu nehmen, den Verurteilten zu töten, ohne ihm dabei Schmerzen zuzufügen.

Die Guillotine stand auf einem Podest, das wie eine Bühne wirkte. Die Hinrichtung auf dem Schafott war ein öffentliches Schauspiel, welches auf den wichtigsten Plätzen der Stadt vor vielen Zuschauern stattfand. Der Ablauf hielt sich an eine exakte Szenenabfolge. Dem Bild des leeren Schafotts folgte die Ankunft des Henkers, diesem die Vorfahrt der Delinquenten, deren Ersteigen des Schafotts, ihre Einfügung in den Hinrichtungssapparat und das Fallen des Beils. Schließlich verschwanden Kopf und Rumpf in einem Sturzkarren. Wie in einem Drama steuerte der Ablauf seinem Höhepunkt zu. Das herunterstürzende Fallbeil lässt an den fallenden Vorhang des Theaters denken. Wie das Theater kannte auch das Schafott das Auftreten und Abtreten der Akteure. Präsentierte der Henker oder einer seiner Gehilfen den abgeschlagenen Kopf dem Publikum, so trat er wie ein Schauspieler an den Rand der Bühne.

Die Guillotine trennte nicht nur den Kopf vom Rumpf, sie wirkte auch auf die Zuschauer zersetzend. Dem Pöbel standen zwar wenige, aber doch einzelne erschrockene Zuschauer gegenüber. Die weitere Geschichte der Guillotine zeigt sehr gut, wie schnell das Schauspiel brüchig wurde. Schon bald folgten Erlässe, wonach die Maschine erst kurz vor der Hinrichtung aufzustellen und sofort nach deren Durchführung wieder abzubauen sei.

Die Hinrichtungen verlagerten sich von den zentralen Plätzen an die Peripherie der Stadt, wo sie meist im Morgengrauen durchgeführt wurden. Schließlich verschwand die Guillotine in Gefängnishöfen und Kellern. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts behauptete sich in den meisten Ländern die Intramuranhinrichtung, also die Exekution in einem umschlossenen Raum. Das Publikum schrumpfte auf wenige Personen, die in der Regel aus einem Kreis achtbarer Mitglieder der Gemeinde ausgewählt wurden, um als Zeugen der Hinrichtung beizuwohnen.

Die Steinigung des Scharfrichters fällt in eine Zeit, in der sich das moderne Subjekt zu konstituieren begann, das Verhältnis der Menschen zueinander neu bestimmt wurde. Dies spiegelt sich in vielen Verhaltensregeln, die damals, etwa auf das Essen bezogen, zunehmend Geltung fanden. So sollte möglichst unauffällig gegessen werden. Anstößig sei es, in Brei und Mus zu blasen, das Tischtuch oder das Kleid zu bekleckern, wieder auf die Schüssel zu legen, was einem aus Ungeschick entfallen sei, sich beim Essen über die Schüssel zu beugen, an den Speisen zu riechen, etwas vom Mund wieder auf den Tisch oder die Schüssel zurückzulegen oder gar auf den Fußboden zu werfen, den anderen Dinge wegzuessen, zuviel auf einmal in den Mund zu nehmen oder vom Wein trinken, ehe das Gekaute geschluckt worden sei, sich am Kopf zu kratzen, sich die Finger, welche die Nase geputzt haben, am Tischtuch abzutupfen, sich mit Arm und Ellbogen auf dem Tisch aufzustützen, zu rülpfen und furzen, zu laut sein, zu viel sprechen, mit schmutzigen Händen zu essen. Es sei anständiger, mit den Fingern der sauber gewaschen Hand in das Salzfaß zu greifen, als das Salz mit dem Messer zu nehmen, mit dem man vielleicht vor wenigen Stunden einer Katze das Fell abgezogen habe. Im sechzehnten Jahrhundert wurde immer noch aus einer gemeinsamen Schüssel gegessen. Aber die aufkommenden Anstandsregeln belegen nur zu gut, dass der Abstand zwischen den Menschen größer wurde. Überall wurden drohende Vermischungen wahrgenommen, angefangen bei der Atemluft, die man in den Brei bläst, bis hin zur fettigen Hand, die nach einem Stück Fleisch greift.

Die zunehmende Affektkontrolle lässt sich ausgehend von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart gut belegen. In Verhaltensratgebern des neunzehnten Jahrhunderts ging es etwa darum, nicht auf der Straße mit dem Regenschirm zu fechten. Der Kontrolle der Extremitäten folgte jene der Sprechwerkzeuge. Es galt als unschicklich, Selbstgespräche zu führen. Niemand sollte das hören, was sich jemand denkt. Auffahren, Beleidigungen sollten ebenso vermieden werden wie sinnloses Durcheinanderreden oder allzu lautes Lachen. Diese Verhaltensregeln bezogen sich vor allem auf

den öffentlichen Raum. Selbstkontrolle sollte aber auch dort geübt werden, wo man mit sich allein war. Mechanische Vorrichtungen, deren Funktion nur darin bestand, zufälligen körperlichen Kontakt zwischen Personen beiderlei Geschlechts herbeizuführen, fügen sich in das Gesamtbild. Auf den Rummelplätzen der europäischen Großstädte tauchten „Freudenräder“ auf, Karusells, welche die mitfahrenden Personen wild durcheinanderwarfen.

Schlachtgenossenschaft Ein junger Bauer führt einen sechzehn Monate alten Mastochsen in den Schlachtraum einer Schlachtgenossenschaft. Auf dem rot gestrichenen glatten Fußboden gerät das Tier ins Rutschen. Es dauert, bis der Bauer den Ochsen, den er an einem Strick kurz hält, zur Ruhe bringt. Völlig ruhig steht dieser da, als der Metzger den Bolzenschussapparat ansetzt. Denkt man an große Schlachtbetriebe, dann muss man sagen: geradezu vorbildhaftes Schlachten. Keine langen Transportwege, ein sorgsamer Umgang mit dem Tier. Und dennoch vermag uns dieser kurze Film sehr zu berühren.



Annette Richter, Schlachtgenossenschaft, 7', Ö 2009.

Bis in das frühe zwanzigste Jahrhundert hinein geschah das Schlachten von Tieren auch in Städten wie Chur weitgehend im öffentlichen Raum.

Fast zeitgleich, als sich die Hinrichtungsstätten hinter hohe Mauern verlagerten, wurden in vielen Städten Europas Schlachthöfe an der Peripherie errichtet. Neben ökonomischen Interessen oder der Tatsache, dass sich die Fleischbeschau nur in zentralen Schlachthöfen durchführen lässt, ging es auch darum, die Sinne eines zunehmend empfindlicheren Publikums zu schonen. Der Gestank der Schlächtereien stand im Verdacht, Ursache vieler Krankheiten zu sein. Für die Gebildeten wurde es zu einem widerwärtigen Anblick, sahen sie, wie Vieh an Kopf und Schwanz über die Schwelle der kleinen Schlachthäuser gezerrt wurde. Im Gegensatz zum abgestumpften Metzger, den das Leiden der Tiere nicht berühre, war es für sie gewiss, über feiner entwickelte Sinnesorgane zu verfügen. Sie dachten, nur ihre Augen sähen das gefrorene Blut auf der Straße, nur ihre Ohren hörten die Schreie der Tiere, nur ihre Nasen röchen den Gestank faulenden Blutes. Zunehmend schrieben gesetzliche Regelungen das Schlachten in geschlossenen Räumen vor. Gedacht wurde dabei besonders an Kinder. Der Anblick des Tötens habe eine Verrohung zur Folge. In die Diskussion um Frankreichs erstes Tierschutzgesetz fällt ein Zeitungsbericht über einen Jungen auf dem Land, der seine kleinere Schwester mit einem Messer tötete, nachdem er zugesehen hatte, wie ein Schwein geschlachtet wurde. Wer in der Nähe eines Schlachthauses aufwachse, gewöhne sich an den Anblick des Blutes und an das Leid der Tiere. Die ersten Tierschutzgesetze stellten die Misshandlung von Tieren nur dann unter Strafe, wenn diese in der Öffentlichkeit erfolgte.

Geschieht das Töten an der Peripherie der Stadt, wird man vom Anblick des Blutes wie der Tierkadaver verschont. Nicht länger sieht man die blutverschmierten Hände der Schlächter. Neben vielen praktischen Gründen ging es darum, Orte für die Abkühlung von Affektspitzen zu schaffen. Überbordendes Verhalten wie Schreien, Wut oder unkontrolliertes Weinen wurden zu einem „Fall“ der Medizin, Psychiatrie und Psychologie. Sie wurden als abweichend erkannt und zunehmend entsprechenden Behandlungsprozeduren unterworfen. Die klassischen Territorien dieser Abkühlung bilden neben Schlachthöfen und Gefängnissen vor allem Irrenanstalten und Krankenhäuser. Nicht zufällig haben Ärzte „Fälle“ von Zuschauern dokumentiert, die beim Anblick einer Hinrichtung sexuell erregt werden oder ejakulieren.

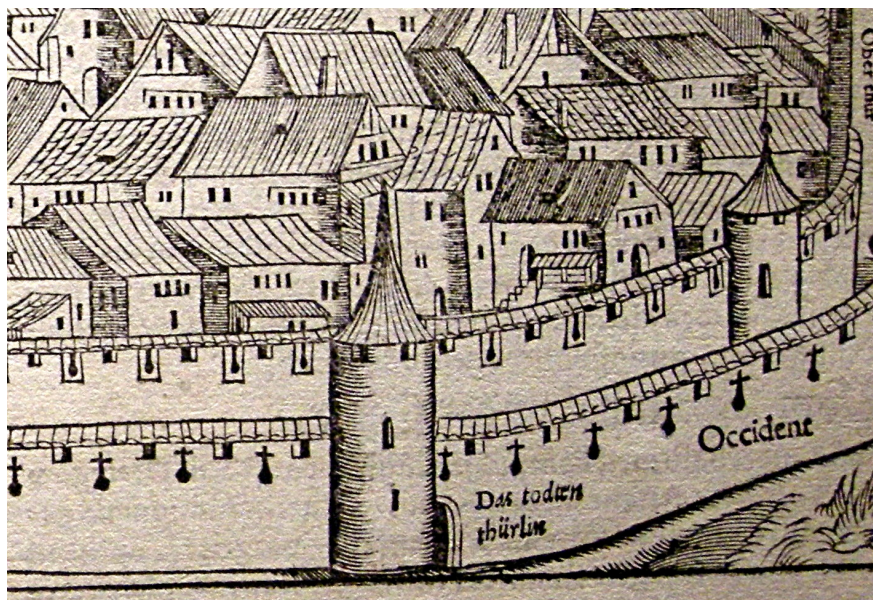
An der Peripherie der Städte wurde alles überbordende Verhalten komprimiert. Die Hitze des Schreiens, des Schmerzes oder des Wahnsinns sollte gefahrlos verdampfen, an eine Umgebung abgegeben werden, in der es keine Menschen mehr gibt, welche sie aufzunehmen oder wahrzunehmen vermöchten. Diese Kühlmetapher findet ihre Bestätigung nicht zuletzt in

der vielzitierten Vorstellung, Schlachthöfe seien deshalb an der Peripherie zu errichten, weil dort die Luft besser zirkuliere als im Inneren der Städte. Nicht länger musste man den Anblick von Menschen ertragen, die sich die Haare rauften, wild gestikulierten oder schrien. All diese Gesten sind wie das Fluchen längst in den Kühlanlagen der Gesellschaft verschwunden. Durch Fluchen brachten Menschen ihren Zorn und ihre Ohnmacht zum Ausdruck. Der Fluchende hat die Beherrschung über sich verloren. Jemand, der wirklich flucht, denkt nicht mehr an jene, die ihn hören oder sehen. Das Bemühen, alle überbordenden Gefühle und Gebärden zu kontrollieren, kannte allerdings auch die Lust, die Orte solcher Abkühlung aufzusuchen. Schaulustige drängten sich auf den Stationen der Wöchnerinnen wie in den Irrenanstalten.

Im Zuge der Industrialisierung und Stadtentwicklung kam es zu einer grundlegenden Entmischung der Räume. Dies hat die Wahrnehmungsmöglichkeiten und Erfahrungen der Menschen entscheidend bestimmt. Der Schlachthof bildet dabei nur eines von vielen Beispielen. Noch im achtzehnten Jahrhundert wurden die Sinne in ihrer Wertigkeit anders beurteilt. Buffon etwa beginnt zwar in seiner Abhandlung über die Sinne mit dem „Sinne des Gesichts“, zählt dann aber eine Reihe von Irrtümern auf, denen das Auge unterliege. Auf dem Grund des Auges würden die Gegenstände verkehrt abgebildet. Da wir zwei Augen hätten, würden wir alle Gegenstände doppelt sehen. Für Buffon steht der Hörsinn über dem Sehsinn, sei er doch die Voraussetzung dafür, in Gesellschaft mit anderen zu leben. Nur so vermöchten wir die Gedanken anderer zu empfangen und unsere eigenen mitzuteilen. Wir haben es mit der Geschichte der Wahrnehmung zu tun. Aber all diese Transformationen wären undenkbar ohne zahllose technische Neuerungen, ganz gleich, ob es sich um den Verkehr, die Kühltechnologie oder anders handelt.

Im Gegensatz zum Mittelalter kennen heutige Städte keine exakten Grenzen mehr. Zumeist gehen sie nahtlos in gesichtslose Wohn-, Industrie- und Gewerbegebiete über. Es lässt sich nicht mehr sagen, wo eine Stadt endet, wo das ländliche Gebiet beginnt. Was bedeutet dies für das Selbstverständnis der Bürger einer Stadt? Auf einem Holzschnitt aus dem Jahr 1550, der die Stadt Chur zeigt, ist in der Stadtmauer eine kleine Türe zu sehen, „Das todtē thürlin“.

Die letzte Hinrichtung wurde in Chur 1846 durchgeführt. Enthauptet wurde ein Abdecker namens Johannes Reit wegen eines inzestuösen Verhältnisses zu seiner Tochter und der „intellectuellen Urheberschaft“ der Tötung des Kindes, welches aus diesem Verhältnis hervorgegangen ist. Seine Erben hatten alle Kosten zu tragen, auch die seiner Enthauptung. Da der



frühere Richtplatz auf dem Rosenhügel 1834 im Zuge eines Straßenbaus aufgegeben wurde, fand die Hinrichtung in Kalchhofen außerhalb von Chur, oberhalb der Straße nach Domat/Ems, statt. Auf dem Rosenhügel wurde ab 1848, also nur wenige Jahre später, Churs erster öffentlicher Garten angelegt. Ganz den Vorstellungen des neunzehnten Jahrhunderts entsprechend diente dieser der Abkühlung jener Erhitzung, die das urbane Leben mit sich brachte. Gedacht war an einen botanischen Garten als öffentliche Parkanlage, der nach dem Modell zeitgenössischer Museen funktionieren sollte. Er sollte der Muße ebenso dienen wie der Vermittlung botanischer Kenntnisse. Das Vergnügen, durch eine schön gestaltete Parkanlage zu gehen, war mit einer Bildungsabsicht verbunden.

Wandelt sich ein Richtplatz zu einem botanischen Garten, dann ist dies allemal eine schöne Sache. Chur ist diesbezüglich nicht die einzige Stadt. Auffallend die Geschichte des Namens. Der frühere Galgenbühel wurde zunächst nur schlicht als „Neue Anlage“ bezeichnet. Schließlich setzte sich der Name „Anlage am Rosenhügel“ durch. Dabei wurden in der Anlage keine Rosen kultiviert. Rosen mit ihren Stacheln lassen an Schmerz denken, ihre zumeist roten Blüten an Blut, an das hier vergossene Blut. Die Bezeichnung verweist gleichermaßen auf die ehemalige wie die spätere Nutzung des Geländes.

Wir sind weit entfernt von den steifen Tischgesellschaften des neunzehnten Jahrhunderts. Wir haben uns an nackte Frauenbeine oder enganliegende Sportbekleidung gewöhnt. Dennoch ist der körperbetonte Austausch in den letzten hundert Jahren nicht leichter geworden. Offensichtlich brauchen wir zunehmend mehr Abstand zu unseren Mitmenschen. Die Sexualität des modernen Menschen droht ihre Unmittelbarkeit einzubüßen, was die boomende Pornoindustrie nur zu deutlich macht. Wer immer mit anderen Kulturen in Berührung kommt, kann die Erfahrung machen, dass man neugierig betastet, manchmal geradezu untersucht wird. So können die eigenen Haare von Personen berührt werden, zu denen man kein nahes Verhältnis hat. Schon beim zweiten Besuch kann jemand seine Nase an unser Gesicht führen, um den Geruch des Rasierschaumes zu schnuppern, mit seinen Fingern die glatte Haut des Gesichtes befühlen, eingetrocknetes Tränensekret aus den Augenwinkeln kratzen oder sich zu Umarmungen hinreißen lassen, die uns unangenehm sind. In unserer Gesellschaft wird diese Art von untersuchender Berührung bestenfalls den Kindern zugestanden. Alle Berührung gerät schnell in den Verdacht des Sexuellen, was inzwischen auch auf unser Verhältnis zu Kindern überschwappt.

Obwohl uns die körperliche Nähe anderer Menschen schnell unangenehm wird, wir in Straßenbahnen und Zügen Abstand zu den anderen suchen, sind unsere auf Berührung bezogenen Vorstellungen durchwegs positiv besetzt. Berührung scheint dabei immer sanft, zärtlich und angenehm. Wer will nicht berührt werden? Wir vergessen nur allzuschnell, dass Berührung nicht nur eine vorsichtige und zärtliche, sondern ebenso eine gewalttätige Seite kennt. Mit der Tabuisierung des gewaltsamen Körperkontakts hat auch die Fähigkeit zur zärtlichen Berührung abgenommen. Das Mittelalter gilt in unserem Kulturverständnis, abgesehen von gereinigten Artefakten, als düster. Gewalt prägte den Alltag der Menschen. Andererseits erstaunt es, dass mittelalterliche Abbildungen so viele Formen der Berührung kennen: zärtliches Vortasten, stützendes Halten, bloßes Anlehnen oder Anschmiegen an den Körper eines anderen, grobes Greifen, grobschlächtiges Umklammern, gewaltsames Zuschlagen und Schlachten. „Zuneigung“, „Anlehnung“, „Ablehnung“ oder viele andere Worte erinnern an diesen körperbetonten Umgang. Wir sprechen zwar immer noch von „Zuneigung“, aber wir neigen uns niemandem mehr zu, wir sprechen von „Anlehnung“, aber wir lehnen uns selten wirklich an jemand an.

Was Abkühlungen an der Peripherie betrifft, so kommt dem Verkehr eine entscheidende Bedeutung zu. Die Hitze der Stadt verdampfte zunehmend in Eisenbahnen, in Autos, Flugzeugen, auf Autobahnen wie an vielen



Mitglieder eines Vereines für Radiästhesie untersuchen in einer praktischen Übung die ehemalige Hinrichtungsstätte Kalchofen. „Richtplatz zu Chur/Kalchofen. 8. 6. 2011, 20:00 Uhr“. Foto: © B. Jörg.

anderen Orten, die alle miteinander verbindet, dass sie nur frequentiert werden. Mit jedem Beschleunigungsschub veränderte sich die Raumwahrnehmung der Stadt. Mobilität meint zweierlei, zum einen die Möglichkeit, mit Hilfe eines Verkehrsmittels von A nach B zu gelangen, zum anderen die abnehmende Bindung an Herkunft und ihre Orte. Hier ist auch auf die zunehmende Entmischung des Lebens in Städten zu verweisen. Heutige Menschen sind weniger durch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Ort organisiert, sondern durch jene zu Gruppen, die durch Einkommen, Alter, Interessen, Sprache etc. definiert sind. Die Möglichkeiten digitaler Medien haben dies noch verschärft, kann doch nun Entferntes vertrauter sein als die nächste Umgebung. Als eigentlich öffentlicher Raum ist heute das Internet zu betrachten. Ist das Internet als öffentlicher Raum zu betrachten? Setzt der öffentliche Raum nicht die Konkretheit von Orten, unmittelbare Reibung voraus? Ironischerweise kennt der digitale Raum Meutenbildungen, die an die Steinigung des Churer Scharfrichters im Jahr

1575 denken lassen. Es ist aber nicht mehr nötig, selbst Steine aufzuheben oder zu werfen.

Museen wie das Rätische Museum verdanken sich ähnlich wie die ersten öffentlichen botanischen Parkanlagen dem neunzehnten Jahrhundert. Mehr noch als in botanischen Gartenanlagen spiegeln solche Museen – und dies trotz aller Neuaufstellungen – damalige Ordnungskategorien: Ur- und Frühgeschichte, Religion, Verkehr, Technik und so fort. Alles klar voneinander geschieden. Zwar ist es nach wie vor eine wesentliche Funktion solcher Museen, Geschichte zu dokumentieren, sei es die einer Stadt, eines Kantons oder eines Bundeslandes. Andererseits kommt solchen Museen zunehmend die Funktion zu, sich mit der Gegenwart zu beschäftigen, etwa den öffentlichen Raum zu denken. Macht man dies, so erweisen sich die Kategorien des neunzehnten Jahrhunderts als ziemlich unbrauchbar. Die Steinigung des Scharfrichters ist ein gutes Beispiel. Beredt wird die Federzeichnung nur dann, setzt man sie mit Objekten in Beziehung, die auf den ersten Blick nicht das geringste damit zu tun zu haben scheinen. Auch wird das Gesammelte oder Gezeigte erst in dem Augenblick beredt, und das gilt insbesondere für den öffentlichen Raum, wenn sich ein Museum als Teil eben dieses Raumes begreift.

Chur durchwühlen verdankt sich einer Kooperation der Hasena und des Theaters Chur. Peter Trachsel zeigt im Rahmen der Hasena seit vielen Jahren, dass es der Kunst nur gut tut, verlässt sie museale Räume, sucht sie ihre Räume dort, wo die Menschen leben. Das gilt natürlich auch für das Theater, historische oder naturkundliche Museen. Dass sich heute allgemein viele Theater und Museen um den städtischen Raum bemühen, macht nicht nur deutlich, dass sich der öffentliche Raum gewandelt hat, sondern ebenso, dass wir es mit grundlegend neuen Rezeptionsformen zu tun haben. Rezipienten werden eingebunden, Museologen sprechen von partizipativen Museen, eingeladen zu aktivem Tun. Das ist freilich nur möglich, ändern sich die Institutionen selbst.